

Der Westen



Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft "Der Westen", bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach - Stiftung, mit dem Sitz in Stuttgart, hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V., und dem Bund Vertriebener aus Elsaß - Lothringen und den Weststaaten e.V., sowie der Erwin von Steinbach - Stiftung, Frankfurt/Main.

Anschrift: Kirchstraße 20, D-73119 Zell u. A.

Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

ISSN 0179 - 6100

Sept./Okt. 1996

43. Jahrgang, Nummer 5

Regionalsprachen-Charta

Am 30. Mai entflammte in der Bretagne Präsident Chirac überraschenderweise für die Rechte der Frankreich inkorporierten kleinen Völker und Volksteile mit (fast ausgerotteten) eigenen Sprachen. Am 17. und 18. Juli bekräftigte Premierminister Juppé auf Korsika diesen plötzlichen Kurswechsel und versprach, die Ankündigung des Präsidenten in Pläne und Gesetzesentwürfe umzusetzen, außerdem erwog er die Möglichkeit, Frankreich könne sogar die Europäische Charta zum Schutz der Minderheitensprachen ratifizieren. Seitdem ist es um diese Überlegungen still geworden. Verschwinden sie noch schneller aus dem politischen Alltag als einstmals die großen Ankündigungen und Versprechungen, die der Präsidentschaftskandidat F. Mitterrand für sich ins Feld geführt und die der Präsident F. Mitterrand in seinen ersten Amtsjahren wiederholt hatte, so daß sie

dank einiger unerschrockener Personen in der Verwaltung und in der regionalen Politik immerhin ein paar Verbesserungen brachten? Falls die diesjährigen Ankündigungen von Chirac und Juppé ernstgemeint gewesen sein sollten, so wurde die offenbar wenig durchdachte und eher spontane Aktion abgeblasen, nachdem man in Paris bemerken mußte, daß man auf diese Weise viel vom eigenen Hochmut hätte hergeben müssen, ohne dafür die erwünschten schlagkräftigen Hilfstruppen für den Endkampf gegen den Amerikanismus zu erhalten; die aus Bonn gibt's ja stets und noch dazu kostenlos, sobald man sie ruft. Sollte es sich aber um ein rein taktisches Manöver gehandelt haben, den Separatismus und den Autonomismus auf Korsika kaltzustellen, so mußte man die Ankündigung folgenlos im Winde verwehen lassen, als sich zeigte, daß zumindest der zu

Gewalt und Terror bereite Teil der korsischen Separatisten, den allein man zu fürchten brauchte, sich von solchen Manövern nicht beeindrucken ließ. Alle anderen Probleme regelt endgültig die Zeit, so wird man in Paris mit Berechtigung denken, mit dem Terror auf Korsika aber sollten Polizei und Armee fertig werden. dp

Elsaß-Kalender 1997

Der zweisprachige Kalender „Unsere Heimat“ kann wie alljährlich über die Geschäftsstelle Kirchstraße 20, 73119 Zell u.A. bezogen werden (Postkarte genügt). Preis: 16,- DM zuzüglich Porto.

Mit seinen schönen Ansichten aus dem Elsaß und Lothringen, seinen ausgesuchten Texten und Reimen eignet sich der Kalender 1997 sehr gut für ein Weihnachts- oder Neujahrs Geschenk!

Nachwahl

Nachdem der Sozialist Gilbert Estèves, Bürgermeister von Schlettstadt und Mitglied des Generalrats, im Juni verstorben war, fanden im September im Kreis Hege-
 genau Nachwahlen zum Generalrat statt. Im zweiten Wahlgang am 21. September setzte sich der Sozialist und bisherige Schlettstädter Bürgermeisterstellvertreter Renaudet mit deutlichem Vorsprung durch. Im ersten Wahlgang konnte sich am 15. September Chr. Cotelle, der Kandidat der Front Nationale, nicht für den zweiten Wahlgang qualifizieren, erreichte aber bemerkenswerte 13,56 Prozent. Enttäuschend dagegen die 2,54 Prozent, die der 25jährige Journalist und Lehrer Fränzi Waag für die Elsässische Volksunion (EVU) errang. Dieser geringe Zuspruch ist sicher auch das Ergebnis des geringen Bekanntheitsgrads des jungen Kandidaten und des verbreiteten Schweigens, mit dem die Medien die EVU übergehen. Der engagierten Partei fehlen einfach die finanziellen Mittel, um

diese Benachteiligung durch starke Werbung auszugleichen. Andererseits muß man sich angesichts einer derart bedrückenden Ausgangslage doch fragen, wie von einer so schmalen Ausgangsbasis aus auch nur moderate Änderungen erreicht werden sollen - rechtzeitig erreicht. Da sie nicht verzweifelt resignieren will, tut die EVU das Einzige, was in dieser Lage als Alternative vorhanden ist; sie feiert den Erfolg, der darin liegt, daß sie gegenüber 1992 ihren Stimmenanteil fast verdoppeln konnte - schließlich war sie anderswo noch schwächer.

Ziel ist es, im Jahr 2001 mit Fränzi Waag in den Schlettstädter Stadtrat einzuziehen, dort gute Arbeit zu leisten und mit der so erzielten Reputation bei Wahlen in einigen Jahren immer bessere Ergebnisse zu erreichen. Wir wünschen von Herzen viel und, der Ziele der EVU und ihrer Dringlichkeit wegen, schnellen Erfolg auf diesem Weg.

Sprache der Freude / Langue de plaisir

Zwei Elsässer Germanisten, die Professoren Adrien Finck und Frédéric Hartweg, nehmen in der „Revue Alsacienne de Littérature“ (Nr. 53/1996) zur elsässischen Identität, die für sie in der Sprachenfrage besteht, Stellung.

Prof. Hartweg, anknüpfend an das Buch von Adrien Finck „La stratégie du lierre“ (wörtlich übersetzt: Die Strategie des Efeus), versucht unter dem Titel „Vom Sprachlosen zur Sprache der Freude (langue de plaisir) . . .“ die Verletzungen (Traumas) aufzuzeigen, die der Elsässer im Laufe der letzten 70 Jahre erlitten hat. Hierbei hebt Hartweg ein Trauma besonders hervor, das oft übersehen wird: Die Verletzung, die die 1939/40 nach Südwestfrankreich evakuierte elsässische Bevölkerung erlitten hat, weil sie das Französische nicht beherrschte und von den Franzosen als Fremdkörper angesehen wurde. Mit dem inneren Trauma ging es

Fortsetzung auf Seite 2

Sprache der Freude / Langue de plaisir

Fortsetzung von Seite 1

dann weiter, als im Elsaß in der nationalsozialistischen Zeit (1940 - 1944) eine sprachliche Verbiegung stattfand und nach 1945 durch die Franzosen eine totale Assimilation durchgeführt wurde. Jene Elsässer, die wegen ihrer mangelhaften Französischkenntnisse Minderwertigkeitskomplexe bekommen hatten, schworen sich, als ihr Land wieder französisch wurde, das mit der Sprache bei sich selbst und bei ihren Kindern fortan besser zu machen. Aus dem „Enfin . . . redde m'r nimm devun . . .“, wie Germain Müller eines seiner Stücke nannte, haben die Elsässer ein „Enfin . . . redee m'r nimm“ im Hinblick auf ihre Muttersprache gemacht.

Was nützt es da schon, wenn im Museum in Ungersheim sich Schätze aus der kulturellen Vergangenheit des Elsaß türmen, daneben aber ganze Wortgebilde in der elsässischen Mundart für immer verloren gehen? Hier sieht Harteg nur als Hilfe, was Adrien Finck als „Sprache der Freude“ (Langue de plaisir) bezeichnet: „Dem Vergessen entrissen und dem Verbotenen, gegen die Verachtung und gegen die Scham zurückgewonnen, kehrt diese Spra-

che der Freude wieder zurück, unverwechselbar, ganz umsonst, in Freiheit: Es ist meine Sprache der Freude“ (Adrien Finck in *Langue de Plaisir*).

Adrien Finck steuert in einem Artikel in der gleichen Zeitschrift auch einige Gedanken zur elsässischen Identität bei. Für Finck bedeutet Zweisprachigkeit (bilinguisme) für den Elsässer eine Öffnung, eine Weitung. Und wer sich gegen diese Zweisprachigkeit wendet, ruft im Elsässer wieder jene alten Komplexe hervor, ja verschärft sie sogar. Adrien Finck sieht in der Öffnung zum Rheinischen Raum die Lösung, damit der Elsässer seine Identität finden kann, mit jenem „Narrenschiff, das den Rhein hinauffährt, von der Schweiz nach Holland und so in die Weite führt . . .

Die zwei erwähnten Bücher von Adrien Finck können wir unseren Lesern empfehlen:

Der Sprachlose ist die Geschichte eines jungen Dichters, der sterben mußte, weil er keine Sprache hatte . . . Sie geht uns alle an. Der Elsässer Zeichner Tomi Ungerer, der selber in der Erzählung auftritt, hat seine satirischen Zeichnungen hinzugefügt.

Langue de plaisir sind Gedichte in oberelsässischem Niederalemannisch mit Zeichnungen von Camille Claus. me

Allemande

Sprechen wie der Schnabel gewachsen
han sa g'sait
un han 's Baimla vo unsrer Sproch
wella binda
àn ihr bees Kritz
han's Kritz in unsra Boda g'stossa
G'hebt hât's jo nitt
's toisigjohriga
's hât àwer D'Wurzla
troffa

Française

elle m'aime un peu beaucoup passionné-
ment
pas du tout
m'r han so Angscht m'r sin ke güata Fran-
zosa
m'r han so Angscht sa hätt is nitt so garn
d'Mère Patrie
so zupfa m'r un zupfa m'r
elle m'aime un peu beaucoup passionné-
ment
pas du tout
so liega m'r
verzupft verzettelt
verseggelt
(Aus: Adrien Finck, *Langue de plaisir*, 1987)

Empfehlenswerte Alsatica

zu beziehen über die Geschäftsstelle

- Adrien Finck:** Der Sprachlose (Die Geschichte eines jungen Dichters, der sterben mußte, weil er keine Sprache hatte) DM 9,80
- Adrien Finck/Maryse Staiber** (Hrsg.): Elsässer, Europäer, Pazifist (Studien zu René Schickele) DM 48,00
- Michael Essig:** Das Elsaß auf der Suche nach seiner Identität DM 39,00
- Jean Egen:** Die Linden von Lautenbach (Roman) DM 38,00
- Raymond Matzen:** Storchentromantik (mit Aquarellen von Theodor Haas, dem besten elsässischen Tiermaler der Jahrhundertwende) DM 22,80
- Raymond Matzen:** O scheeni Wihnachtszit! (Gedichte in Strossburjerditsch zu Advent bis Silvester) DM 14,80
- Raymond Matzen:** Feschtdäj (Von der Geburt über die Taufe zur Hochzeit oder auch zum Muttertag und Vatertag - in Straßburger Mundart) DM 14,80
- Jean Keppi:** Wo kommen unsere Familiennamen her? - Die verschiedenen Quellen unserer Familiennamen werden anhand einer Reihe von Familiennamen aus dem Elsaß bildreich dargestellt. DM 13,00
- Herbert Wild:** Das Gästebuch des Sesenheimer Pfarrhauses DM 18,80
- Ferdinand Mehle:** Elsaß und Vogesen (Der große Elsaßführer) DM 28,00
- Ferdinand Mehle:** Wanderungen durch das Elsaß (Auf Wanderwegen von der pfälzischen Grenze bis Belfort) 6. Aufl. 1993 - Dieser Wanderführer, wertvoll durch seine historischen Angaben und seine Beschreibungen der elsässischen Burgruinen, wurde mit Unterstützung der Erwin von Steinbach-Stiftung und Eduard Haug herausgegeben DM 19,80
- Rudolf Ritter:** Wanderwege im Elsaß (Sechzig Rundwanderungen in den Vogesen) DM 24,80
- Albert Fischer:** Daniel Specklin aus Straßburg (1536 - 1589) Festungsbaumeister, Ingenieur und Kartograph DM 128,00
- Birgit Hahn-Woernle:** Sebastian Stoskopff - Dieser Prachtband stellt das Werk des Straßburger Stillebenmalers Sebastian Stoskopff (1597 - 1657) dar und die 69 ihm bisher sicher zugeordneten Gemälde werden in großen, farbigen Abbildungen wiedergegeben DM 198,00

In eigener Sache

Aus schwerwiegenden persönlichen Gründen hat sich die Fertigstellung dieser Ausgabe leider verzögert. Auch die Aktualität hat unter diesen Umständen gelitten. Ich bitte dafür um Entschuldigung und um Verständnis. Das Versäumte wird nachgeholt werden, soweit das möglich ist. Der Redakteur

ISSN 0179-6100

DER WESTEN, herausgegeben von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e.V., Geschäftsstelle: D-73119 Zell u. A., Kirchstraße 20, Tel. (071 64) 58 42. Konten: Postgiro Stuttgart 370 15-708 (BLZ 600 100 70), Deutsche Bank Stuttgart 12/55 066 (BLZ 600 700 70) Redaktion und für den Inhalt verantwortlich: Dietrich Pfaehler.

Druck: Leibold GmbH, Karlsruher Str. 46
76287 Rheinstetten-Forchheim

Beilagenhinweis: Einem Teil dieser Auflage liegt ein Überweisungsformular bei.

Johann Fischart 1546 – 1590

Am deutschen Geistesleben des 16. Jahrhunderts hatten namhafte Gelehrte und Schriftsteller aus dem Elsaß wesentlichen Anteil. Nach Jakob Wimpfeling, Sebastian Brant, Thomas Murner, Jörg Wickram u.a. war am Ende des Jahrhunderts Johann Fischart aus Straßburg die wohl bedeutendste Gestalt der damaligen deutschen Literatur.

Johann Fischart ist vor 450 Jahren als erstes von sechs Kindern eines Gewürzkrämers in Straßburg geboren, wahrscheinlich in einem Haus „unter den Gewerblauben“. Da sein Vater aus Mainz gebürtig war, nannte man ihn in Straßburg „Menzer“. Dieser Beiname ging auch auf den Sohn über. Der junge Johann besuchte in Straßburg das Gymnasium, das damals von einem der bedeutendsten Pädagogen des 16. Jahrhunderts, Johann Sturm (1507 - 1589), geleitet wurde. Nach dem frühen Tod des Vaters (1561) kam Johann zu seinem Patenonkel Kaspar Scheidt nach Worms, um dort die Gymnasialzeit abzuschließen. Der Onkel war dort als Lehrer tätig und machte sich einen Namen als Übersetzer lateinischer und französischer Schriften und Gedichte. Scheidt erweckte wohl in dem jungen Straßburger die Liebe zur Poesie und auch besonders zur französischen Dichtung.

Als Kaspar Scheidt mit Frau und Kindern 1565 an der Pest starb, ging Fischart in die Niederlande und später nach Paris zum Studium alter Sprachen und der Rechtswissenschaften. Nachdem das Gymnasium in Straßburg zur Akademie erhoben wurde, kehrte er dorthin zurück und erwarb den Grad des „Magister artium“. Nach weiteren mehrjährigen Studien in Siena (Italien) promovierte er 1574 zum Doktor beider Rechte in Basel. Etwa ab 1576 war er dann wieder in Straßburg und erwarb dort das Bürgerrecht. Bei seinem Schwager, dem Straßburger Buchdrucker Jobin, arbeitete er zeitweise als literarischer Berater und Korrektor. Im übrigen war Fischart aber bis 1581 Berufsschriftsteller. Danach wurde er Advokat am Reichskammergericht in Speyer. Hier lernte er auch seine spätere Frau kennen, Anna Elisabeth Hertzog, Tochter des berühmten Chronisten Bernhard Hertzog (u.a. Verfasser einer elsässischen Chronik). Nach seiner Eheschließung 1583 erhielt er eine Anstellung als Amtmann in Forbach (Lothringen), wo er 1590 vermutlich an einer Seuche starb.

Fischart war der Typus des vielseitig gebildeten Humanisten. Er beherrschte neben den alten Sprachen auch Französisch und Italienisch, kannte die klassischen Schriftsteller und war auch mit der Unterhaltungsliteratur der Franzosen, Italiener und Niederländer vertraut. Neben Jura und Philologie hatte er noch Studien in Philosophie und Theologie betrieben und war auch auf diesen Gebieten schriftstellerisch tätig. In den religiösen Auseinandersetzungen

seiner Zeit war Fischart zuerst Lutheraner, später mehr Calvinist, suchte aber ein dogmatisch nicht gebundenes Christentum. Von den Leistungen der Reformation war er überzeugt und setzte sich stets für die Erhaltung ihrer Errungenschaften ein.

Fischart hat literarische Bedeutung hauptsächlich als Gesellschaftskritiker und Moralist. Er unternahm es zunächst, ältere Volksbücher neu zu bearbeiten. Dabei benützte er die alte Form der Verserzählungen. So ließ Fischart 1572 eine beträchtlich erweiterte Neuausgabe des 1515 von Thomas Murner herausgegebenen „Eulenspiegel“ erscheinen. Mit der bald danach folgenden Dichtung „Flöh-Hatz“ begibt sich Fischart in den Bereich der damals beliebten Tierpoesie. In dem humorvollen Werk wird die wechselseitige Klage der Frauen über die Flöhe und der Flöhe über die Frauen behandelt und durch ein witziges Urteil geschlichtet.

Das Hauptwerk Fischarts ist das 1575 erschienene Buch „Geschichtsschiff“. Es ist die enorm erweiterte Nachdichtung des ersten Buches des satirischen Romans „Gargantua und Pantagruel“ des französischen Dichters François Rabelais. Das Werk bietet ein umfassendes Bild der Lebensweise des 16. Jahrhunderts. Die Fragwürdigkeiten und Gebrechen der Zeit werden mit Spott und Witz überzogen. War es schon Rabelais' Art mit Worten zu spielen, so trieb Fischart diese Kunst förmlich auf die Spitze.

Mit dem Buch „Das glückhaft Schiff von Zürich“ legte unser Dichter, der oft fremde Vorlagen bearbeitete, ein originäres poetisches Werk vor. Es handelt von der Schifffahrt einer Abordnung der Stadt Zürich nach Straßburg. Noch bevor ein mitgeführter Kessel mit Hirsebrei erkaltet ist, kommen die Züricher in Straßburg an und beweisen damit, wie schnell sie im Notfall der Stadt Straßburg zu Hilfe kommen können.

Einen wesentlichen Teil seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmete Fischart der Polemik gegen die römische Kirche. Er schrieb Satiren gegen die Orden der Dominikaner und Franziskaner, Streitschriften gegen die Institutionen des Papsttums und auch gegen die Jesuiten, für ihn die gefährlichsten Gegner des Protestantismus. So wurde er der bedeutendste Pamphletist im protestantischen Lager, wie es vor ihm Thomas Murner aus Oberehnheim (1475 - 1537) auf katholischer Seite war. Beide kämpften für ihr Lager bar jeglichen Verständigungswillens, oft unsachlich, mit gehässigem Spott und beißender Ironie. Diese beiden Publizisten aus dem Elsaß gleichen sich hinsichtlich ihres Talents, ihres Charakters und auch ihres Brudershasses.

Für die protestantische Kirche hat sich Fischart als Verfasser einiger Kirchenlieder engagiert, die in das Straßburger Gesangbuch von 1576 aufgenommen wur-

den. Ferner hat er auch einige Umschreibungen zu Psalmen gefertigt, bei denen er an Luthers Sprache mit einigem Geschick angeknüpft hat.

In der deutschen Literatur gilt Fischart als außergewöhnlicher Stilist, als ziemlich einmalige Erscheinung einer Grotteskkunst, die an der Darstellung des Wunderlichen, Verschrobene und Verzerrten orientiert

Friedrich Lienhard und René Schickele

Das Buch von Michel Ertz, *Friedrich Lienhard und René Schickele, Elsässische Literatur zwischen Deutschland und Frankreich*, erschienen 1990, ist bereits vergriffen. Eine Neuauflage wäre möglich, wenn genügend Interessenten vorhanden sind. Diese mögen sich an die Geschäftsstelle unserer Gesellschaft wenden, damit wir das Anliegen an den Verlag weiterleiten können.

ist. Viele seiner Werke sind Bearbeitungen, deren Wert nicht in der Originalität des Stoffes, sondern im Glanz der stilistischen Ausformung besteht. Seine einzigartige Sprachbegabung erschließt ihm alle Möglichkeiten zur scherzhaften Umdichtung und Nachahmung, zur Umschreibung, zur Verspottung und zur geistreich kommentierten Glosse. Obwohl er schon für seine Zeitgenossen nicht leicht verständlich war, erreichte sein Hauptwerk „Ge-

Lothar von Seebach

Wir können unseren Mitgliedern und Freunden noch einige Kataloge der Lothar-von-Seebach-Ausstellung in Gengenbach (wir berichteten in unserer letzten Nummer) anbieten, zum Preis von 39,- DM zuzüglich Versandkosten. Der ausgezeichnete zweisparchige Katalog, herausgegeben von Brigitte Wilke, stellt neben dem Leben des Malers auch eine Reihe seiner schönsten Werke in sehr guter Wiedergabe dar. Zu beziehen über die Geschäftsstelle, solange der Vorrat reicht.

schichtsschiff“ bis 1631 acht Auflagen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg geriet der wortgewaltige Elsässer etwas in Vergessenheit, wurde aber von den Romantikern des 19. Jahrhunderts wieder entdeckt. Es bleibt festzustellen, daß Fischart in der Hauptsache Moralsatiriker war, einer Literaturart, die gerade in seiner elsässischen Heimat Tradition hatte. Als Virtuose der deutschen Sprache hat er in der Literaturgeschichte einen unbestrittenen Rang. kk

Der Schweinehirt - ein verschwundener Beruf

von Albert Girardin

In der vorherigen Ausgabe veröffentlichten wir die ersten Absätze dieses Beitrags. Die erste Hinführung zum Gegenstand der Darstellung endete mit dem Hinweis auf berühmte Männer, die in ihrer Jugend Schweinehirten gewesen waren und mit der Bedeutung des Themas für Leben und Werk des flämischen Malers Pieter Bruegel d.Ä.

Fortsetzung aus Ausgabe 4/1996, Seite 7

Die Bauernhochzeit in der Scheune, der Wintersport auf dem zugefrorenen Dorfteich, die Schnitter in der Ernte, der Schweinehirt mit seiner Herde im herbstlichen Wald. Nach einer Überlieferung, die die Biographen nicht erwähnen, weil sie vermutlich diesen Beruf nicht für standesgemäß für einen berühmten Mann halten, war Pieter Bruegel in seiner Jugend Schweinehirt. Dabei hätte er seine ersten Malversuche auf dem Rücken der Schweine seiner Herde vorgenommen. Die Bauern werden über den exzentrischen Jungen gelacht, aber keine Speckschwarte mit einer Zeichnung aufbewahrt haben; sonst wäre der junge Schweinehirt der Stolz seiner Zunft geworden.

Nicht alle Schweinehirten haben es so weit gebracht wie Kaiser Justin und Justinian, der Kardinal Jean de Brogny und Pieter Bruegel . . .

In der Kunst und dem Schrifttum des Mittelalters kommen oft Schweinehirten und manchmal Schweine vor. Das Schwein war das Attribut der Antoniter und ihres Patrons, des ägyptischen Wüstenheiligen Antonius. So gehört zum Isenheimer Altar im Colmarer Unterlinden-Museum eine Skulptur des Heiligen mit einem Schwein an seiner Seite. Die Antoniter, die nach der Regel der Augustiner lebten, unterhielten Spitäler und Siechenhäuser und pflegten vor allem die vom "Antoniusfeuer", dem Mutterkornbrand und der Krampfseuche, Befallenen. Sie hatten kein eigenes Vermögen und waren auf Gaben der Bevölkerung angewiesen. Da das Geld noch selten war, spendeten die Leute hauptsächlich Ferkel und Schweine. Dadurch wurde der heilige Antonius der Patron der Schweine und der Schweinehirten. In der Regel hatte jedes Dorf und jedes Gut einen Schweinehirten. In Nord- und Mitteleuropa lieferte das Schwein das Fleisch und das Fett. In Südeuropa nahm meist das Schaf diese Stellung ein.

Im Krummen Elsaß und im angrenzenden Lothringen sind eine Reihe von Bürger- und Bauernfamilien aus dem Hirtenstand hervorgegangen. Ihre Nachkommen wurden Lehrer, Professoren, Politiker, Ärzte. Der Beruf des Hirten war nicht immer friedlich. Bevor die großen Wälder im 19. Jahrhundert gerodet wurden, lebten dort zahlreiche Wölfe, für die die Schweine eine

willkommene Beute waren. Im Herbst und im Winter, wenn die Eicheln und Bucheckern reif waren, führte der Hirt seine Herde in den Wald. Dann waren sie meist zu zweit, von scharfen Hunden begleitet und mit einem Speiß bewaffnet, um die Schweineherde vor den Wölfen zu schützen. Nur ein wehrhafter Mann konnte Schweinehirt werden.

Der soziale Stand der Schweinehirten hing weithin von der Gemeinde ab. Reiche Dörfer haben ihre Hirten oft gut gehalten. In kleinen und armen Ortschaften ging es dagegen meist recht bescheiden zu.

In den meisten Dörfern gab es ein Hirtenhaus, oft hatte der Hirt auch ein eigenes Haus. An Naturalabgaben bezog er Fleisch und Brot. Am „schmutzigen“ (d.h. fetten) Donnerstag, das ist der Donnerstag vor Fastnacht, ging der Hirt mit einem großen Korb in die Häuser der Bürger, die Schweine bei der Herde hatten. Er erhielt ein Stück Speck oder Schinken und geräucherter Wurst. Die Größe dieser Abgabe hing zum guten Teil von der Freigebigkeit der Geber ab. In der Regel war man großzügig, und der Hirt konnte seinen Korb zwei- oder dreimal füllen. Er hatte auch eine Flasche dabei für den Schnaps, den man ihm spendete, und den der nicht auf seinem Rundgang trinken konnte, sonst hätte er den Heimweg nicht mehr gefunden. Die fleischlose Zeit begann also nicht mit der Fastenzeit, sondern endete oft mit ihr.

An der „Kirb“ und an Weihnachten erhielt der Hirt einen Laib Brot. Da die Hausfrauen selber buken, war es ein runder sechspfündiger Laib. Der Hirt verständigte sich mit den Hausfrauen, daß diese der Reihe nach das Brot lieferten. Holz gaben nur die Gemeinden, die Wald besaßen. Der Hellinginger Hirt war auf das Fallholz im Wald von Saarlaltdorf angewiesen, wo er sammeln konnte. Bauern, die mit dem Wagen auf die angrenzenden Felder kamen, brachten das gesammelte Holz dem Hirten nach Hause. Für jedes Schwein, das mit der Herde ging, erhielt der Hirt von dem Besitzer einen Betrag. Das war seine Haupteinnahme. Daneben gab es Trinkgelder, wenn eine Sau „berig“ und vom Eber gedeckt worden war, wenn der Bauer mit Ferkeln auf den Markt fuhr oder wenn ein junges Schwein zum ersten Mal mit der Herde ging. Ein Hirte, der arzneikundig war, wurde für seine Hilfe belohnt, ebenso, wenn er heilkräftige Kräuter und Salben lieferte. Bei der Bedeutung der Schweinezucht bis zum Zweiten Weltkrieg war ein zuverlässiger Hirt angesehen, denn von ihm hing zum guten Teil das Gedeihen der Herde ab.

Die Arbeit des Schweinehirten bestand darin, täglich die Herde von 50 bis 70 Tieren auf die Weide zu treiben. Jedes

Dorf hatte einige Hektar Allmende, die als Schweineweide diente. Es war Ödland, mit Gras und Unkraut bewachsen, mit einigen Bäumen und schattigen Dornbüschen. In den hugenottischen Straßendörfern war es leicht, die Herde zu sammeln und zu treiben. Der Hirt fing an einem Ende des Dorfes an, blies in sein Horn, die Bauern öffneten die Stalltüren zu beiden Seiten der Dorfstraße, und die Tiere schlossen sich der langsam ziehenden Herde an. In einem Haufendorf wie Hellingingen war dies schwieriger. Der Hirt fing im Unterdorf an. Dann trieb er die Tiere des Unterdorfes in die Herrengasse, die zur Allmende führte. Anschließend ging er ins Oberdorf, sammelte dort die Tiere und trieb sie in die Herrengasse, wo die Unterdörfler warteten. Sie vertrieben sich die Zeit, indem sie im Straßengraben wühlten, Abfälle suchten oder, wenn es warm war, sich in den Jauchepfuhlen neben den Misthaufen suhlten. Wenn der Hirt dann mit den Tieren aus dem Oberdorf kam, trieb er die Herde mit ein paar Peitschenhieben zusammen und führte sie durch die Herrengasse den Judenweg hinab.

Zwischen den beiden Weltkriegen kam täglich der Finstinger Briefträger durch Hellingingen. Mit einer großen ledernen Tasche umgehängt, bei Regenwetter mit einer Pelerine bedeckt, marschierte er täglich von Finstingen über Romelfingen und den Freiwaldhof nach Hellingingen. Zurück ging er über Kirberg nach Finstingen. Das war ein stattlicher Weg von ca. 14 Kilometern. Der „Bott“ brachte Briefe, Zeitungen, Drucksachen, zahlte den Rentnern ihr Geld aus und nahm Geldsendungen an, ebenso eingeschriebene Briefe, brachte Briefmarken und Päckchen, die er an einem Riemen hängen hatte. Als Dienstkleidung trug der „Bott“ eine blaue Uniform und ein blaues képi mit einer kleinen blauweißbroten Kokarde als Zeichen seiner Würde. Im Sommer, wenn es heiß wurde, hatte er an Stelle der wollenen Uniformhose eine leichte, tuchene, schneeweiße Hose an.

Als der Hirt an einem heißen Sommertag die Herde durch die Herrengasse trieb, überholte ihn der „Bott“, nicht ohne eine spöttische Bemerkung, für die er bekannt war. Eine Sau hatte sich in der Jauchegrube vom Hansjerri gekühlt und war etwas zurückgeblieben. Sie wälzte sich noch in dem kühlen Brei, als der Hirt ärgerlich zurückkam. Er gab der Sau mit der Geißel einen kräftigen Schlag auf den Rücken. Sie sprang auf von ihrem Bad und rannte hinter der Herde her. Dem „Bott“, der ihr im Weg war, fuhr sie zwischen die Beine und warf ihn über ihren Rücken auf die Straße. Der „Bott“ war schnell wieder auf den Beinen. Die Postsachen hatten keinen Schaden gelitten. Aber die weißen Hosen, die

Fortsetzung auf Seite 5

den Rücken der Sau abgewischt hatten troffen von Jauche. Eine Bäuerin nahm den armen Mann mit in die Scheune, brachte ihm einen Eimer voll Wasser, einen Waschlappen und ein Handtuch. Dann ließ sie ihm eine alte Hose ihres Mannes für den Heimweg. Die weiße, stinkende Hose packte sie in Papier, das der „Bott“ verschürte und an seinen Riemen hing, als eigene Sendung. Am Ende der Herrengasse, hinter unserer alten Scheune, war damals ein schattiger Platz. Dort setzte sich der „Bott“ gewöhnlich auf einen Holzstapel, einen Pflug oder sonst eine Sitzgelegenheit und nahm seinen Postsack vor. Er kontrollierte die eingesammelten Briefe, las die Postkarten und wußte deshalb, was in den Familien vorging und was die Leute sich zu sagen hatten. Er kannte die geheimsten Beziehungen und war aufs Beste orientiert. Das hatte auch den Vorteil, daß eine Adresse noch so falsch und mangelhaft geschrieben sein konnte, sie kam an den richtigen Adressaten.

Am Tage des unfreiwilligen Rittes auf der Sau vergaß der „Bott“, seinen Postsack zu kontrollieren. Er mußte sich aber in der nächsten Zeit manches spöttische Wort gefallen lassen. Der gefürchtete Spötter blieb jetzt stumm.

Ohne die turbulenten Ereignisse zu beachten, trieb der Hirt an jenem Tag seine Herde den Judenweg hinab zur Brisch. Durch die Furt vor der Brücke durchquerte die Herde den Bach. Bei warmem Wetter blieben die Schweine einige Zeit in dem kühlen Wasser. Hier säuberten sie sich, wenigstens für einige Zeit. Da die Schweine gute Schwimmer sind, schwammen manche Tiere eine ganze Strecke den Bach hinauf, so daß der Hirtenhund sie zurückholen mußte.

Gleich oberhalb des Mühlgrabens, zu beiden Seiten des Martinswegs, beginnt die Allmende (genannt „das Alming“). Weidend und wühlend zogen die Schweine langsam den Berg hinauf, drehten dann nach rechts auf die Allmende zu beiden Seiten des Weges nach Rauweiler. Bis sie oben angelangt waren, war es bald Zeit für die Heimkehr. Manchmal wartete ein besonderer Leckerbissen auf sie, nämlich der Abfall der Obstdestillation. Pflaumen und Zwetschgen wurden in Fässer gefüllt und nach der Gärung im Laufe des Herbstes und Winters destilliert. Den Abfall, der zurückblieb, hauptsächlich die Kerne und Schalen der Früchte, führte mancher Bauer auf die Allmende. Die Schweine waren gierig auf diese Abwechslung ihres Speisezettels, knackten die Obstkerne und fraßen die Abfälle restlos auf. Nun war da manchmal eine erhebliche Menge Alkohol bei diesen Abfällen, dessen Wirkung sich bei einigen Schweinen bemerkbar macht. Sie benahmen sich nicht viel anders als Menschen, die den destillierten Teil es Obstes reichlich getrunken hatten. Sie gingen an, übermütig zu grunzen, taumelten

herum, und der Hirt hatte alle Mühe, sie bei der Herde zu halten. Es dauerte mehrere Stunden, bis die Tiere wieder zu Verstand kamen.

Nach der Getreideernte trieb der Schweinehirt die Herde über die Stoppelfelder. Wenn auch die Ähren sorgfältig aufgelesen wurden, so blieben doch Ähren und Körner zurück. Die Kinder, die aufsammeln sollten, waren nicht immer sehr sorgfältig. Vor allem an einem heißen Tag, wenn die Sonne unbarmherzig auf die Ernteteute niederbrannte, hat sich nicht jeder gerne gebückt, um eine Ähre vom Boden aufzulesen. Wenn ein Feld abgeerntet war, durften früher die armen Leute die Weizenfelder absuchen. Aber so arm waren im 20. Jahrhundert auch die Armen nicht mehr, daß sie diese Mühe auf sich nahmen. Die Schweine machten auf den Roggen-, Weizen-, Gerste- und Haferfeldern saubere Arbeit. Die erfahrenen Wühler ließen kein Korn zurück, höchstens solche, die die Mäuse schon in ihren unterirdischen Behausungen in Sicherheit gebracht hatten. Denn auch die Mäuse hatten in dieser Zeit Erntetag.

Um nicht die ganze Zeit stehen zu müssen, hatte der Hirt manchmal einen Stuhl nach Art der Melkschemel mit. Es war ein zweihandbreites Brett, das auf einen hölzernen Stollen genagelt war. Um das Gleichgewicht zu halten, stemmte der Sitzende die beiden Füße auf den Boden. Bei warmem, trockenem Wetter konnte der Hirt auch im Schatten eines hohen Dornstrauches oder eines kümmerlichen Obstbaumes liegen. Nur mußte er von Zeit zu Zeit aufstehen, um die Herde zu überblicken. Oft schaute er ins Tal hinunter und über das Dorf auf den gegenüber liegenden Hügel oder darüber hinweg auf den weiten Horizont, hinter dem die lothringischen Dörfer verborgen sind. Von Zeit zu Zeit holte der Hund ein Tier zurück, das sich zu weit von der Herde entfernt hatte.

Wenn es Zeit zur Heimkehr war, setzte der Hirt mit kräftigem Peitschengeknall die Herde in Bewegung, den Berg hinunter dem Dorf zu. Von Zeit zu Zeit blies er in sein Horn, das man bis ins Dorf hören konnte. Dann öffneten die Bauern die Stalltür. Die Tiere kannten ihr Haus und den Eingang in den Stall. Bei der Herde befand sich immer ein „Hätsch“, d.h. ein Eber. Auf dem Heimweg benachrichtigte der Hirt den Besitzer, wenn eine Sau gedeckt worden war. Dann wußte der Bauer, wann er mit Ferkeln rechnen konnte. Für seine Benachrichtigung erhielt der Hirt zunächst ein Glas Schnaps.

Manche Tiere hatten es so eilig, in den Stall zu kommen, daß sie vor der Herde herliefen. Das waren solche, die wußten, daß ein gefüllter Trog auf sie wartete. Andere mußten eine oder zwei Stunden warten, weil die Bäuerin, der die Fütterung und Pflege der Tiere oblag, dringendere Arbeiten zu erledigen hatte.

Auf die Fütterung der Schweine wurde große Sorgfalt gelegt und viel Mühe aufge-

wendet. In den großen hölzernen Kübeln kamen ein Stück Türlipse (Runkelrübe, den Winter über), gekochte Kartoffeln, Weizenkleie, machmal auch Flachssamenschrot, Magermilch, sowie Gemüseabfälle, Essensreste; das Ganze dann mit heißem Wasser übergossen. Die Bäuerin schleppte den schweren Eimer in den Schweinestall, von lautem Quietschen empfangen, vor allem von den Tieren, die nicht an der Reihe waren, denn die Bäuerin konnte ja nur einen Trog nach dem anderen füllen. Die Mohr wurde besonders sorgfältig gepflegt. Wenn sie zweimal im Jahr ein Dutzend Ferkel zur Welt brachte, wardies eine beträchtliche Einnahme. „Eine Mohr bringt so viel wie eine Kuh“, sagte man.

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe.

Verdienstmedaille für Michel Ertz

Dem 1. stellvertretenden Vorsitzenden unserer Gesellschaft, unserem Landsmann Dekan i.R. Michel Ertz, wurde am 8. September 1996 in der Wendelinskapelle in Weil der Stadt die *Medaille für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg* von Frau Ministerin Dr. Annette Schavan überreicht.

Michel Ertz, 1921 in Imbsheim im Hanauerland / Elsaß geboren, war zunächst als evangelischer Stadtpfarrer und Dekan in Eppingen, später dann in Bretten, wo er seit seiner Pensionierung wohnhaft ist. Mitbegründer und Vorstandsmitglied von verschiedenen Heimatvereinen. Mit einer sehr großen Anzahl von Veröffentlichungen zur Kirchen- und Literaturgeschichte sowie über einzelne Orte und Persönlichkeiten, die in Zeitschriften, Heimatblättern und Festschriften erschienen sind, trug er wesentlich zur Erforschung der Geschichte des Kraichgaus bei. Bis heute wirkt er durch zahlreiche Vorträge sowie Führungen im Melancthonhaus in Bretten als Anreger und treibende Kraft in der Heimatpflege mit. Darüber hinaus ist sein Leben geprägt durch sein unermüdliches Wirken für seine alte elsässische Heimat, sei es durch Forschung, Vorträge oder Veröffentlichungen über die elsässische Literatur, Kultur und Sprachenfrage. Den Lesern des *Westens* ist er durch seine mit „me“ gezeichneten Beiträge gut bekannt. Wir weisen auch auf sein inzwischen vergriffenes Werk *Friedrich Lienhard und René Schickele. Elsässische Literaten zwischen Deutschland und Frankreich* hin. Vor kurzen erschien im Sprachdienst, der Zeitschrift der Gesellschaft für deutsche Sprache, ein größerer Beitrag von Michel Ertz zur Frage *Deutsch im Elsaß - eine Verantwortung der Deutschen?* Wir gratulieren unserem Freund Michel Ertz, der bereits Träger des Bundesverdienstkreuzes ist, recht herzlich für die ihm zuteil gewordene Ehre und wünschen ihm noch viele Jahre des Wirkens für unsere Heimat, unsere Gesellschaft und den Westen. mfb

Erinnerungen an Eduard Haug

Zum Tode unseres Vereinsvorsitzenden Eduard Haug haben uns zahlreiche Briefe und Anrufe erreicht, die erkennen ließen, welcher großen Wertschätzung sich der Verstorbene erfreute und wie groß sein Verlust für uns alle ist.

Eduard Haug fehlt uns und wir vermissen ihn sehr. Allen, die der Redaktion, der Vereinigung und der Familie des Verstorbenen ihr Beileid bekundeten oder die seiner in der Stille gedachten, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

In der letzten Ausgabe hatten wir zwei weite-

re Nachrufe angekündigt. Aus Platzgründen muß einer davon auf eine spätere Ausgabe verschoben werden.

Es freut uns aber, an dieser Stelle mitteilen zu können, daß Ende Oktober Eduard Haugs letzte Publikation erschienen ist, deren Drucklegung er noch selbst hatte betreuen können. Das kundige, ansprechende und liebevoll illustrierte Bändchen handelt, wie könnte es anders sein, von "Elsaß und Lothringen". Es entsprach Eduard Haugs Herzensneigung, daß diese zu einer Art Vermächtnis gewordene Schrift in Fraktur gesetzt ist.

Als ich 1987 in die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung“ eintrat, kam ich bald in Kontakt mit Eduard Haug. Es entwickelte sich schnell ein umfangreicher Briefwechsel, dem im Laufe der Jahre viele Treffen folgten. Eduard Haug interessierte sich lebhaft für die Anschauung des Jüngeren und versuchte, fördernd und helfend einzugreifen, wo es nötig schien.

Obwohl ich an der elsässischen Grenze aufgewachsen war und meine Eltern viele Bekannte im Elsaß hatten, blieben mir die politischen Verhältnisse im Elsaß und in Deutsch-Lothringen zunächst etwas undurchsichtig. Hörte man auf unserer Seite der Grenze jemanden über Elsaß-Lothringen sprechen, so war der Tenor immer der gleiche: die Elsässer und Deutsch-Lothringer wollten mit Deutschland nichts zu tun haben und seien 1871 und 1940 von Deutschland sozusagen „vergewaltigt“ worden. Daß es sich um Grenzlanddeutsche handelt, die jahrhundertelanger Umerziehung und Entnationalisierung ausgesetzt waren, wurde nicht wahrgenommen. Auch eine erste intensive Beschäftigung mit dieser Frage im Französisch-Unterricht war noch allzu sehr von bundesdeutschen Denkgewohnheiten geprägt. Nicht Einsatz für eine schwer getroffene deutsche Volksgruppe, sondern vorbehaltlose Unterwerfung unter alliierte „Moral“ und Siegerwillkür bestimmte die Strukturen der Auseinandersetzung mit dem Thema. Lediglich unser Geschichtslehrer zeigte Verständnis für das Elsaß und für Deutsch-Lothringen.

In dieser Phase des beginnenden Interesses ergaben sich aus der Begegnung mit Eduard Haug neue Perspektiven. Nach und nach stellte er mir eine Sichtweise vor, die mir bis dahin unbekannt war: ein eigenständiges, nicht auf Unterwerfung bedachtes politisches Handeln schien die Möglichkeit zu bieten, die elsässisch-lothringische Frage im Rahmen des Regionalismus neu aufzuwerfen. Dabei blieb Eduard Haug immer auf dem Boden der Tatsachen: er wußte um die Realitäten und setzte auf die Linie des europäischen Regionalismus; allerdings auf einen echten Ausgleich der Interessen, nicht auf bundesdeutsche Unterwerfung. Unerbittlich prangerte er leeres Europagerede an, stets daran erinnernd, daß es keine deutsch-

französische Freundschaft geben kann, wenn gleichzeitig das Elsaß und Deutsch-Lothringen enteignet werden. Für die bundesdeutschen Eliten und ihre radikale Frankreichhörigkeit hatte er wenig übrig, da sie sich nicht um deutsche Interessen kümmern, insbesondere nicht, wenn es um EL geht. Oft erinnerte er mich daran, daß Albert Girardin ihm vor über 30 Jahren einmal gesagt hatte: „Man denkt immer, jetzt habe man die Talsohle erreicht und staunt dann, daß es noch tiefer geht.“ Trefflicher läßt sich auch die heutige Lage der BRD nicht beschreiben.

Unsere jahrelange Zusammenarbeit bewegte sich im Strudel einer Zeit der Umwälzungen. Die Erfolge zeigten sich angesichts der Gesamtlage nicht so deutlich, wie ich mir das gewünscht hätte. Trotzdem konnten wir auf manche gelungene Aktion zurückblicken; so nutzten wir unsere publizistischen Möglichkeiten, um vor den Umtrieben des Elsässers Fritz Becker zu warnen, dessen Aktivitäten sich für die elsässisch-lothringische Sache kontraproduktiv auswirkten. Auch schrieb Eduard Haug gelegentlich Artikel für die Zeitung „Junge Freiheit“, was ich hatte vermitteln können. Und wenn ich über die politische Lage verzweifelt war, versuchte er mir Mut zu machen; für ihn gab es kein Verzagen.

Ich habe mich oft gefragt, wie Eduard Haug sein von großen Erschütterungen geprägtes Leben mit solcher inneren Stärke durchhalten konnte. Eindringlich erzählte er mir von seinem 1917 vor Arras gefallenen Bruder, der als Elsässer enthusiastisch und mit tiefer Überzeugung deutscher Soldat geworden war; ebenso eindringlich und offen sprach er über sich selbst, über die Prägung durch die bündische Jugendbewegung im Wanderbund „Erwin von Steinbach“, die Begeisterung für Arthur Moeller van den Brucks berühmtes Buch „Das dritte Reich“, die Erlebnisse als Leutnant in der französischen Armee, die Zeit als Lehrer in Vesoul (wo sein Kind in einem Brunnen ertrank), die Jahre des Zweiten Weltkriegs und das französische Todesurteil, das über ihn in Abwesenheit verhängt wurde.

Nicht selten berichtete er über geschichtlich sehr interessante Details. So schrieb er mir, er habe in den dreißiger Jahren ab und zu anonym Artikel für Bicklers „Jungmannschaft“ bzw. für „Frei Volk“ verfaßt:

„Einer hat die Franzosen so geärgert, daß sie den Abgeordneten Dahlet interpellierten, ich hatte ihn auf den geheiligten Bänken der Offizierschule geschrieben. Soweit ich mich erinnere, war der Grundtenor: 'Mit uns Jungen unter keinen Umständen!' Wir hatten die Kerle halt sozusagen von Innen her kennengelernt, ihre Milch der frommen Denksart getrunken und wieder ausgespuckt. Aber wir wußten genau, wie sie schmeckt.“

Auch ein Erlebnis mit einem französischen Radikalsozialisten in der Gegend von Vesoul noch vor 1939 kann zu einer differenzierten Geschichtsbetrachtung beitragen. Dieser Mann, durch seine Partei stark freimaurerisch vernetzt, meint zu ihm: „Wir bräuchten hier in Frankreich dringend so einen wie den Hitler.“ Wenn Eduard Haug solche Geschichten erzählte, huschte meist ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht.

Eduard Haug war von der Richtigkeit seines Handelns überzeugt. Sein Eintreten für das deutsche Volkstum in Elsaß-Lothringen wurde zu einem lebenslangen Kampf, zu einem großen Lebenswerk. Es war die Heimat, die ihn trug und inspirierte. Ende 1991, als ich wieder einmal ins elsässisch-pfälzische Grenzgebiet fuhr, schrieb

Eduard Haug Elsaß und Lothringen

Elsaß und Lothringen / Alsace et Lorraine. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Volkstum des Grenzlandes zwischen Deutschland und Frankreich.

40 Seiten, zahlreichen Abbildungen, eine farbige Landkarte von Elsaß-Lothringen im Jahre 1905, Format 30 x 45 cm. Erhältlich über unsere Geschäftsstelle zum Preis von 12,80 DM zzgl. Versandkosten.

er mir: „Ihr Bruder wird auch dort sein, so werden Sie sicher gemeinsam Wanderungen in Ihrer schönen Umgebung unternehmen. Gerne wäre ich dabei. Doch: Es war einmal! Wie oft saßen wir in dem einzigen noch erhaltenen Fenster im Mauerrest des Fleckensteins oder auf der Wegelnburg und schauten in Ihre schöne Heimat. Das war vor 60, nunmehr bald 70 Jahren! Als ich zu Pfingsten 1922 zum ersten Mal auf den Fleckenstein kam durch die damals noch völlig intakte 'Birkenallee' von Lembach her, war es ein großes Erlebnis. Wir wanderten noch am gleichen Tag weiter über die Frönsburg ins Jägertal, wo wir im Heu bei den Eltern eines Freundes übernachteten. Anderntags ging's weiter über die Wasenburg, die Arnsburg, die Lichtenberg nach Wimmenau. Da konnte man noch ausholen. Also: 'Auf du junger Wandersmann. . .' wie es im schönen Handwerksburschenlied heißt.“

Bis zuletzt blieb Eduard Haug ein froher, ungebrochener Mensch. Ich habe ihm vieles zu verdanken. mm

Zur Entstehung der „Verklingenden Weisen“ von Louis Pinck

Vor 70 Jahren, an Pfingsten 1926, erschien der erste Band der lothringischen Volksliedersammlung von Pfarrer Louis Pinck. In einem Freundeskreis erzählte Pinck einmal etwas über die Vorgeschichte. Albert Girardin, der dabei war, erinnert sich:

Vor dem letzten Krieg trafen sich in Straßburg die Angehörigen der drei elsässischen Studentenverbindungen wöchentlich am Stammtisch in dem Restaurant „Au Pigeon“, auf gut straßburgerisch: „Zur dicken Marie“. Es war gewöhnlich ein Kreis von einem Dutzend Leuten, einmal weniger, einmal mehr, am Mittwoch von 16 bis 18 Uhr in einem kleinen Saal im ersten Stock des alten Gasthauses. Gelegentlich erschien auch Pfarrer Louis Pinck, Pfarrer in Hambach, sowie sein jüngerer Bruder Leo Pinck, Pfarrer in Marthil (genannt Leo XIII., weil er das 13. Kind seiner Eltern war). An einem dieser Treffen, als die Rede auf die „Verklingenden Weisen“ kam, berichtete Louis Pinck das Folgende.

Ein „Freundeskreis Marie Hart“ in Bad Liebenzell

Im November 1996 jährt sich zum 140. Mal der Geburtstag der Elsässer Mundartdichterin Marie Anne Hartmann, die unter dem Namen Marie Hart zwischen 1911 und 1923 mehrere Bücher mit Geschichten und Gedichten in Buchweiler Mundart veröffentlichte. Ihre bekanntesten Werke sind wohl „G'schichtlen un Erinnerungen üs de sechziger Jahr“, „Üs unserer Franzosezeit“ und „D'r Herr Merckling und sini Deechter“, die sich allesamt durch ihre tiefe Gemütswärme und einfühlsame Schilderung des Lebens im Hanauerland des 19. Jahrhunderts auszeichnen. Ihr heute vergriffenes Werk gehört zum Elsässer Literaturschatz und verdient eine Renaissance - die mindestens mit einem letzten Nachlaßband versucht werden soll. Zusammengestellt hat ihn der Calwer Archivar und Schriftsteller Jürgen Rauser, der seit rund zwei Jahren, zusammen mit seiner Frau Ingrid, einen „Freundeskreis Marie Hart“ aufgebaut hat. Dieser Freundeskreis hat seinen Sitz in Bad Liebenzell, dem Exilwohnsitz der heimatvertriebenen Dichterin, und tritt zweimal jährlich an „Marie-Hart-Tagen“ durch Lesungen und Vorträgen in die Öffentlichkeit.

Zu ihrem 140. Geburtstag fand am Sonntag, dem 10. November 1996 um 15 Uhr im Bürgerhaus Bad Liebenzell (in der historischen Oberstadt gelgen), eine Gedenkveranstaltung mit einem Vortrag, Prosa- und Lyriklesungen sowie musikalischen Einlagen mit vertonten Gedichten Marie Harts, statt.

Anfang des Jahrhunderts war er Redakteur der katholischen Zeitung „Lothringer Volksstimme“ in Metz. Erführte eine scharfe Feder und verschonte auch die Würdenträger des Landes nicht. Dadurch machte er sich Gegner. Einer von ihnen war der Finstinger Notar Georges Ditsch, die „Eiche von Finstingen“, zeitweise Präsident des Lothringer Bezirkstages, des damaligen Conseil Général. Seit 1893 war der deutsche Kaiser Wilhelm II. Schloßherr in Urville bei Courcelles-Chaussy (es ist die heutige Landwirtschaftsschule), wo er jedes Jahr Ferien verbrachte. Bei dieser Gelegenheit gab der Bezirkstag ein Bankett, bei dem der Abgeordnete Ditsch als Präsident neben dem Kaiser saß. Als der Kaiser im Laufe eines solchen Banketts einmal seinen Tischnachbarn fragte, ob er ihm einen Wunsch erfüllen könne, erwiderte der Finstinger prompt: „Majestät, sorgen Sie dafür, daß der Abbé Pinck aus Metz verschwindet“. Daraufhin wandte sich der Kaiser an den Bischof von Metz, mit dem er sehr verbunden war, und eines Tages wurde Louis Pinck nach dem fernen Hambach versetzt.

Für den aktiven und unternehmungsfreudigen Abbé war die Bedienung des kleinen lothringischen Dorfes keine ausreichende Betätigung. Er begann, in den Dörfern der Umgebung Volkslieder zu sammeln und zwar solche, die bereits vor 1870 in Loth-

ringen gesungen wurden. 1926 überraschte Louis Pinck nicht nur die Lothringer, sondern weite Gebiete des deutschen Sprachraumes mit dem ersten Band von 100 Liedern mit den köstlichen Zeichnungen von Henri Bacher. Vier weitere Bände folgten, die beiden letzten erst nach dem Tode des 1940 verstorbenen Verfassers.

Louis Pinck war ein Mann von sprühendem Humor. Er brachte einen Band zu dem bekannten Straßburger Buchbinder Valenta, ließ ihn in Leder binden und mit Goldschnitt versehen. Dieses kostbare Werk schickte er dem damals im Exil in Holland lebenden ehemaligen deutschen Kaiser mit einem Begleitschreiben. Darin schrieb er, er erlaube sich, dem Kaiser dieses Liederbuch zu schenken, denn ihm verdanke er es ja, daß er nach Hambach versetzt worden war und dadurch die Gelegenheit bekam, die Lieder zu sammeln und vor dem Vergessen zu retten.

Der Kaiser antwortete umgehend. Er bedankte sich herzlich für das unerwartete Geschenk aus Lothringen und fügte hinzu, es sei für ihn tröstlich gewesen zu erfahren, daß auch falsche Entscheidungen, die er in seiner Regierungszeit getroffen habe, so erfreuliche Folgen hatten. Auch die späteren Bände der „Verklingenden Weisen“ erhielt der Kaiser zum Geschenk. Der Präsident des Bezirkstages lebte nicht mehr, als die Liedersammlungen erschienen, sonst hätte der Finstinger Abgeordnete, der ja den ersten Anstoß zu der „falschen Entscheidung“ des Kaisers gegeben hatte, vermutlich ebenfalls die „Verklingenden Weisen“ erhalten.

Prof. Dr. Ernst Anrich 90 Jahre alt

Am 9. August hat unser Landsmann Prof. Dr. Ernst Anrich seinen 90. Geburtstag feiern dürfen.

In Straßburg geboren, entstammt er einer alt-elsässischen Familie, in welcher durch die Jahrhunderte bis zurück in Straßburgs goldene Zeitalter viele bedeutende Namen vorkommen: das Pfarrergeschlecht Gerold, Sebastian Brant, Caspar Hedio, Ammeister Peter Schott, um nur einige zu erwähnen. Auch die bekannten Namen des Mühlhauser Patriziats finden sich in seiner Ahnentafel. Sein Vater, Gustav Adolf Anrich, war Professor der Theologie in Straßburg und wanderte 1918 aus dem Elsaß aus: zuletzt Rektor der Universität Tübingen, war er auch langjähriger und verdienter Vorsitzender des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt.

Ernst Anrich, Professor der Geschichte, sollte das gleiche Schicksal wie sein Vater erleiden: 1944 mußte er die Universität Straßburg und seine Heimat, in die er 1940 zurückgekehrt war, verlassen.

1949 hatte er die Wissenschaftliche Buchgesellschaft ins Leben gerufen, mit dem Gedanken, die durch die Bombardierun-

gen des Zweiten Weltkrieges zerstörten oder schwer zugänglich gewordenen wissenschaftlichen Werk neu erscheinen zu lassen. Er war in den ersten siebzehn Jahren der leitende Gestalter dieser weltweit einzigartigen verlegerischen Institution, die heute 150.000 Mitglieder zählt und deren Jahreskatalog über 2000 Titel aus über 20 Fachgebieten umfasst.

Nach vielfachen geschichtlichen Veröffentlichungen und Arbeiten zu Geschichts- und Gegenwartsfragen, hat er als letztes großes Werk unter dem Titel „Die Einheit der Wirklichkeit - Moderne Physik und Tiefenpsychologie“ die Frage behandelt nach dem Verhältnis von materieller und geistig-seelischer Wirklichkeit unter dem Gesichtspunkt der umwälzenden Erkenntnisse von Physik und Psychologie in diesem Jahrhundert.

Professor Anrich widmet sich weiterhin seinen wissenschaftlichen Forschungen, und arbeitet zur Zeit an einem größeren Werk zu einem wichtigen Thema der neueren Geschichte.

Wir gratulieren und wünschen ihm, daß er noch lange bei guter Gesundheit seiner wissenschaftlichen Arbeit nachgehen kann.

Abitur (Baccalauréat) 1996 im Elsaß

Während im gesamtfranzösischen Durchschnitt aller Züge des Baccalauréat im Jahr 1996 die Erfolgsquote bei 76 % lag, verzeichnete die Straßburger Akademie in ihrem Bereich 77,53 % (1995: 78,24 %, 1994: 76,90 %).

Dabei fällt auf, daß die berufsbezogenen, vor allem die technologischen Züge ihren Durchschnitt deutlich verbessern, während die Erfolgsquote bei allen Zügen der allgemeinen Hochschulreife, besonders den naturwissenschaftlichen, abnimmt.

1100 Jahre Mühlbach im elsässischen Münstertal

Mit einer großen Licht- und Tonschau, einem ökumenischen Festgottesdienst in der evangelischen Kirche sowie zahlreichen Ausstellungsständen und einem historischen Umzug mit über 30 Wagen feierte das vier Kilometer südwestlich von Münster gelegene Dorf Mühlbach am Wochenende des 17./18. August 1996 seine erste urkundliche Erwähnung vor 1100 Jahren. Touristen konnten am Sonntag Nachmittag mit der alten, von einer Dampflokomotive gezogenen Bahn, die früher von Volgelsheim bis nach Metzeral fuhr, nach Mühlbach gelangen.

In einer Urkunde vom 4. 1. 896 hatte König Zwentibold von Lothringen (895 - 900), der älteste Sohn Kaiser Arnulfs, das zum fränkischen Königsgut gehörende Dorf „Melin“ der Benediktinerabtei St. Gregorien in Münster geschenkt. Es gehörte fortan zur Herrschaft Münster und bis 1847 zur sogenannten Talgemeinde Münster. 1559 wurde die Reformation eingeführt. Im Laufe des Mittelalters blieb das abseits der großen Heerstraße gelegene Tal weitgehend von Kriegsnöten verschont. Der Dreißigjährige Krieg jedoch und die folgenden Jahrzehnte brachten ihm große Verwüstungen.

Der Anschluß an Frankreich nach dem Sieg des Marschalls Turenne bei Türkheim 1675 beendete die seit Kaiser Friedrich II. bestehende Reichsunmittelbarkeit der Talgemeinde. In mehreren Aufständen wehrte sich die Bevölkerung vergeblich gegen den Verlust ihrer Freiheiten. Über solche Ereignisse berichtet der Mühlbacher Schmied Johann Martin Edel eindrucksvoll auf 66 Seiten in seinem 1796 verfaßten Hausbuch.

1727 war in Mühlbach das Simultaneum eingeführt worden.

Im Ersten Weltkrieg wurde das Münstertal Schauplatz schwerer Kämpfe. Davon zeugen die großen Soldatenfriedhöfe Bärenstall (deutsche Gefallene) und Wettsteinpaß (französische Alpenjäger). Von 1915 bis 1918 war Mühlbach wie alle Dörfer unterhalb des von den Franzosen besetz-

ten Münster geräumt. Die Bevölkerung wurde nach Colmar und Umgebung evakuiert und konnte erst nach dem Waffenstillstand in das zerstörte Dorf zurückkehren.

Mühlbach ist reich an originellen Gestalten. In Alfred Pflegers „Tabuch“, das der Geschichtsverein von Stadt und Tal Münster 1966 und 1967 nach dem Tod des Autors herausgab, werden sie geschildert. Das Dorf hatte eine Dichterin, Frau Läufer-Job, die stets ein Stück Kreide mit sich führte. Wenn der Genius sie überfiel, was meist in der Gastwirtschaft geschah, schrieb sie ihre Werke auf Tischplatten oder Stubentüren. Auf diese Weise blieben ihre Gedichte der Nachwelt leider nicht erhalten.

Hück Mathis, der Totengräber, der aufs Stück bezahlt wurde, pflegte Schwerkranke bisweilen zu besuchen, um sich von ihrem Zustand zu überzeugen. Einmal beklagte er sich über die Langlebigkeit der Bewohner: „Hietz wenn nit bal ebber stirbt, muess i, hol mi der Teifel, verreckel!“ ag



Louis Pinck und das Volkslied in Lothringen

Der Lebenslauf von Pfr. Louis Pinck (1873 - 1940), dem Sammler Lothringer Volkslieder und Herausgeber der „Verklindenden Weisen“, ist im Nachdruck unter dem Titel „Louis Pinck und das Volkslied in Lothringen“ erschienen. Es stammt aus der Feder seiner Schwester, Angelika Merkelbach-Pinck, und wurde von Pfr. Dr. Bonkhoff neu herausgebracht. Das schön aufgemachte Heft zu 12 Seiten auf Glanzpapier, mit einem Bildnis von Louis Pinck und mehreren Abbildungen von Stichen von Henri Bacher, kann zum Preis von 3,50 DM (zuzüglich Porto) über die Geschäftsstelle (Kirchstraße 20, 73119 Zell u.A.) bezogen werden.

Die Straßburger „Große Metzsig“ und das Historische Museum

Die Straßburger „Große Metzsig“ (Grande Boucherie) unweit der Rabenbrücke, in der sich in der Reichslandzeit das städtische Kunstgewerbemuseum (Hohenlohe-Museum) und seit 1919 das Historische Museum befand. Soll in nächster Zeit gründlich restauriert werden. Sie wurde 1587 - 1588 wohl nach Plänen von Hans Schoch aus Königsbach bei Bretten, dem Erbauer des Friedrichs-Baues im Heidelberger Schloß, errichtet. Schoch wird auch der „Neue Bau“ (Hôtel du Commerce) auf dem Gutenberg-Platz zugeschrieben.

Die Fundamente der „Großen Metzsig“, die auf drei Seiten einen zur Ill offenen Hof umschließt, ruhen auf Eichenpfählen, die sich nach Veränderungen des Grundwasserspiegels zu zersetzten beginnen, was zu Senkungen und Rissen im Mauerwerk führte. Das Museum ist deshalb schon seit längerer Zeit geschlossen. Wie wir dem „Bulletin d'Information N°22-Les Musées de la Ville de Strasbourg-Printemps-Eté 1996“ entnehmen, wird in diesem Herbst unter der Leitung des Chefarchitekten des Amtes für Denkmalschutz mit den Sanierungsarbeiten begonnen. Nach der Sicherung des Fundaments soll in einem zweiten Bauabschnitt das Gebäude selbst ganz in seinem ursprünglichen Zustand, ohne alle späteren architektonischen Zusätze, wiederhergestellt werden.

Nach Beendigung der Bauarbeiten wird das Straßburger Historische Museum wieder in die „Große Metzsig“ einziehen. In Zusammenarbeit mit den anderen Straßburger Museen und nach einer neuen Konzeption will es den Besuchern die Geschichte der Stadt und ihrer Region im Herzen zweier Kulturen in ihrer ganzen Vielfalt nahebringen.

Unter dem Titel „Strasbourg, Mémoire d'une Ville“ zeigte das Historische Museum vom 15. Juni bis 1. September dieses Jahres in Räumen des Kaufhauses Ancienne Douane eine Ausstellung, die von der Bank SOGENAL und den „Dernières Nouvelles d'Alsace“ gefördert wurde. An zehn markanten Daten anknüpfend (beginnend mit der Schlacht von Hausbergen im Jahr 1262, nach der die siegreichen Straßburger dem Bischof Walther von Hohengeroldseck wichtige Freiheitsrechte abtrotzten, bis zum Jahr 1949, in dem sich der Europarat in Straßburg etablierte,) wurden entscheidende Epochen der Stadtgeschichte aufgezeigt. Die Darstellung der jüngeren Geschichte ließ allerdings Ausgewogenheit und Objektivität vermissen. Hier war noch etwas vom Geist des Gründungsjahres 1919 zu spüren. Möge er bis 1999, dem 50. Jahrestag des Europarats, aus der Euro-pahauptstadt Straßburg verschwunden sein.